

KATHERINE BLACK

May Morigans
**MYSTERIÖSE
MORDE**

Eine Buchhändlerin greift durch

KRIMINALROMAN

Übersetzung aus dem Englischen
von Dr. Dietmar Schmidt

Lubbe



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Titel der englischen Originalausgabe:
»A Most Unusual Demise«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2023 by Katherine Black
First published in 2023 by Bloodhound Books
Published by arrangement with Rights People, London

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2024 by Bastei Lübbe AG,
Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Vervielfältigungen dieses Werkes
für das Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten.

Textredaktion: Valerie Thieme
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
unter Verwendung eines Motivs von © www.buerosued.de
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Gesetzt aus der Arno
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7577-0074-4

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Für JMB
Niemand erzählt Geschichten besser

KAPITEL 1

Green, Green Grass of Home

Beschwingten Schritts und warm eingepackt ging May Morigan nach Blackheath Village. Der Wind peitschte über die Heide und zerzauste ihre weißen Haare. Sie atmete tief durch; die kühle Luft wirkte reinigend. Der Tag war schön, frostig, aber hell. Als sie auf dem Heideland stand, hob sie das Gesicht zum blauen Himmel und ließ die Spinnweben vom Wind fortblasen. Sie stellte sich vor, wie sie sich in langen silbrigen Fäden hinter ihr abwickelten. Mit ihrer verlässlichen Kelly-Handtasche am Arm machte sie sich auf den Weg zur Buchhandlung.

Fast ihr ganzes Leben hatte May in Blackheath verbracht. Als sie über die Heide ins Dorf kam, nickte sie bekannten Gesichtern grüßend zu. Eine Lehrerin aus der Grundschule St. Julian's blieb stehen und erkundigte sich, ob May wieder etwas für die Lesekampagne spenden würde. Ja, ganz bestimmt. Jean Drysdale führte ihren Hund Tarquin aus. Sie winkte May zu und dankte ihr für die Blumen, die sie ihrer Tochter zur Geburt ihres ersten Kindes geschickt hatte. Mit Vergnügen.

Betty Danvers, die gerade aus der Bäckerei kam, fragte May, ob sie am Nachmittag an der Besprechung

zur Planung der Epiphaniastage in der Kirche teilnehmen wolle. Als die beiden Frauen in der Tür stehen blieben, um sich zu unterhalten, drängte sich Harriet Nibley mit einem Ausruf des Unmuts an ihnen vorbei. May verlor durch den Stoß das Gleichgewicht und musste sich am Türrahmen festhalten. Ein Ischiaschmerz schoss ihr aus der Hüfte bis in den Knöchel. Sie drehte sich um und beobachtete Harriet, wie sie zur Ladentheke stapfte.

Jawohl, May würde an der Versammlung teilnehmen.

Als May die Buchhandlung erreichte, war es dort noch dunkel. Und das, obwohl sie offiziell schon eine Viertelstunde geöffnet hatte. Sie war nicht überrascht. Es war der 2. Januar, und Bastian erholte sich wahrscheinlich noch von der Silvesterfeier. Sie hob das Bündel Zeitungen auf, das auf der Schwelle lag, suchte in ihrer Handtasche nach den Schlüsseln und schloss die Tür auf. Ein Glöckchen feierte ihre Ankunft mit einem Klingeln.

Große eiserne Heizkörper hielten den Laden warm und einladend; es roch darin nach Steifleinen, Leder, altem Holz und Bienenwachs. May sog den Duft genießerisch ein und betrachtete die Staubflöckchen, die im Sonnenlicht schwebten, welches durch die Fensterscheiben hereinflie.

Die Buchhandlung bestand aus drei kleinen, offenen Räumen voller Regale, Tische und Bücherstapel. Sie lag an der Ecke von Montpelier Vale und Royal Parade, dem tiefsten Punkt von Blackheath Village, und durch die Fensterreihe in der langen Wand hatte man einen fabelhaften Blick auf die Heide. In der hintersten Ecke hatte

Bastian ein paar Stühle und ein abgewetztes Ledersofa aufgestellt. Dort schenkte er heiße Getränke aus und veranstaltete Lesungen und dergleichen.

Das Familienvermögen hatte May ermöglicht, das Haus zu kaufen, nachdem sie in den Vorruhestand getreten war. Der frühere Inhaber von Burgos Books war eine Stütze der Dorfgemeinschaft gewesen. Er hatte im Laden gearbeitet und in der Wohnung darüber gewohnt. Nach seinem Tod hatte sein Sohn kein Interesse an dem Geschäft gezeigt. Die Gelegenheit hätte nicht günstiger sein können.

May hatte in der British Library gearbeitet, als diese noch zum British Museum gehört hatte. Damals hatte sie nicht einmal British Library geheißen, sondern British Museum Reading Room. Im »Lesesaal« zu arbeiten war großartig gewesen. Unter der gewaltigen Kuppel vom Wissen der Welt umgeben zu sein hatte sich angefühlt, als lebe sie im umtriebigen Gehirn eines Genies. Das hatte sich geändert, als die Bibliothek in neue Räumlichkeiten unweit des Bahnhofs St. Pancras umgezogen war. May hatte nach Kräften versucht, sich anzupassen, aber das brandneue Gebäude war ihr im Vergleich mit ihrem geliebten Lesesaal immer wie das Innere eines Raumschiffs vorgekommen. Zu unpersönlich, zu viel Weiß, zu viel Licht, und das Lüftungssystem war dermaßen effizient, dass sogar der tröstliche Geruch der Bücher verloren ging.

Sie war so bald als möglich in den Ruhestand gegangen.

Die Buchhandlung schenkte May Trost und gab ihr etwas im Herzen von Blackheath Village zu tun. Nach-

dem vor drei Jahren bei James Krebs diagnostiziert worden war, hatte sie Sebastian Lovelace als Geschäftsführer eingestellt. Bastian war mit Leib und Seele bei der Sache. Er hatte einen Internetauftritt erstellt, die Auswahl an seltenen Ausgaben vergrößert und das Café im hinteren Teil des Ladens eingerichtet. Nach einem halben Jahr hatte May ihm die Wohnung über dem Geschäft angeboten, damit sie sich noch weiter aus der Verantwortung zurückziehen konnte. Alles war prächtig gelaufen. May hatte jemanden gefunden, der die Buchhandlung genauso liebte wie sie, und zudem einen guten Freund gewonnen.

Während sie die Zeitungen sortierte, kamen Schritte die Holztreppe herunter, und Bastian trat durch die Tür im hinteren Teil des Ladens. »Morgen, May. Frohes neues Jahr. Ich hatte nicht damit gerechnet, dich heute zu sehen.«

Sebastian Lovelace war Mitte vierzig. Er hatte einen ungepflegten Bart und hellblaue Augen unter verfilztem dunklem Haar. *Byronisch* war das Wort, das einem in den Sinn kam: kompliziert, intellektuell, zufrieden, aber von leiser Melancholie umgeben. Die Frauen umschwärmten ihn. Er genoss ihre Gesellschaft regelmäßig, hielt aber dennoch Distanz. Der Umstand, dass er Achondroplasie hatte, sich als »Zwerg« identifizierte und einen Meter fünfunddreißig groß war, verstärkte nur seine enigmatische Anziehungskraft.

»Frohes neues Jahr, Bastian.« May beugte sich vor, küsste ihn auf die Wange und zuckte leicht zusammen, weil ihr die Hüfte schmerzte. »Hattest du ein schönes Silvester?«

»Auf jeden Fall war es denkwürdig.« Sein Blick schweifte zu der Tür, die zu seiner Wohnung führte, und zurück zu May. »Was macht die Hüfte?«

»Werde bloß nicht alt.« Sie verzog das Gesicht und seufzte. »Obwohl das natürlich besser ist als die Alternative. Ich habe mich gefragt, ob du noch das Exemplar von ...«

Polternde Schritte auf der Treppe schnitten ihr das Wort ab. Eine junge Frau stolperte durch die Tür zur Wohnung.

»Baz! Ich muss mich beeilen, sonst verpass ich den Zug. Tausend Dank für alles! Das war das tollste Silvester aller Zeiten!« Die junge Frau war groß, schlank und hübsch; sie hatte lange blonde Haare. Sie eilte zur Vorderseite des Geschäfts, zog nebenbei den Reißverschluss ihrer Winterjacke hoch, streifte sich Handschuhe über und schwang dann einen Rucksack auf, wobei sie ein paar Bücher von dem Tisch, an dem sie vorbeikam, wischte. Sie schlang die Arme um Bastian und küsste ihn auf die Wange. »Wir sehen uns bald.«

»Danke, Madison. Sehr gern. Gute Fahrt.« Bastian winkte ihr nach, während sie aus dem Laden stürmte und dabei mit dem Rucksack gegen die Tür schlug.

»Wie ich gerade sagte«, begann May, aber Bastian hob einen Finger, damit sie wartete. Wieder kamen Schritte die Treppe hinunter, und eine zweite junge Frau trat in den Laden. Sie war dunkel und anmutig.

»Ist Madison schon weg?«, fragte sie, beugte sich vor und küsste Bastian auf beide Wangen. Sie blickten aus dem Fenster und entdeckten Madison, die auf die Armbanduhr sah, ihre Mütze fallen ließ und fast vom Ge-

wicht ihres Rucksacks umgerissen wurde, als sie versuchte, sie wieder aufzuheben. »Ich muss los. War schön mit euch.«

»Bye, Mackenzie. Bis bald mal.«

Die junge Frau lächelte, nickte May zu, verließ den Laden und gesellte sich zu Madison auf dem Gehsteig. Gemeinsam gingen sie Richtung Bahnhof davon.

May wandte sich Bastian zu und zog beide Brauen hoch.

Er zuckte mit den Achseln und hob die offenen Hände, wie um zu fragen: Was soll ich sagen? Seine Mutter war Französin, offensichtlich. »Tolle Frauen. Amerikanerinnen.«

»Hätte ich nie gedacht.« May lächelte.

Er ging zu dem hohen Stuhl hinter der Ladentheke, setzte sich und schüttelte sich die Haare aus den Augen. »Sorry wegen der Unterbrechung, wie kann ich weiterhelfen?«

Als sie wieder zu Hause war, wärmte sich May die noch immer eleganten Hände über dem Heizkörper im vorderen Zimmer. Ihr Haus, ein majestätisches georgianisches Gebäude mit symmetrischer Fassade namens Greenway, stand auf einer kleinen Anhöhe und bot einen pittoresken Blick über die Heide auf die Kirche St. Julian's und Blackheath Village am anderen Ende. Fast konnte sie glauben, in einem Weiler auf dem Land zu leben, wären nicht der Verkehr gewesen und die Glastürme von Canary Wharf am Horizont.

Greenway, 1730 erbaut, hatte ein beliebtes Bordell beherbergt, bis Mays Urgroßvater es bei einem Kar-

tensspiel im Hinterzimmer des Three Tuns gewonnen hatte. In der folgenden Woche waren die Dirnen ausgezogen, und der Morrigan-Clan zog ein. Seitdem hatte immer ein Morrigan in Greenway gewohnt.

Tretend und schreiend war May in einem Schlafzimmer im oberen Stockwerk zur Welt gekommen. Nachdem sie erst zum Studium und dann zum Reisen ein Jahrzehnt fort gewesen war, hatte der Tod ihres Vaters sie nach Blackheath zurückgeholt. Sie hatte ihren Mann James mitgebracht, und gemeinsam hatten sie sich in Greenway ein Zuhause geschaffen. May kannte jeden Zoll des Gebäudes, von den Schornstein-aufsätzen auf dem Dach bis in die finstersten Ecken des Kellers.

Sie schaute auf die offene Heide mit dem weiten Himmel darüber. Der Anblick tröstete sie. Wie ihr Haus war die Landschaft eine Konstante. Auf ihrem Schreibtisch lagen alte Postkarten aus dem 19. Jahrhundert, die mehr oder weniger das Gleiche zeigten, was May heute sah: die gleichen Häuser, die gleiche Heide mit der Kirche an einer Seite und dem Dorf an der oberen Ecke. Alles hatte lange vor May existiert und würde noch lange nach ihr fortbestehen.

James hatte lange gegen seine schreckliche Krankheit gekämpft. Seit er fort war, war nun schon mehr als ein Jahr vergangen. May hatte sich dem Kummer ergeben und ihren Verlust betrauert, aber nun war es an der Zeit, nach vorn zu blicken. Heute ging es um Neuanfänge, darum, aus den Jahren, die ihr noch blieben, das Beste zu machen. Sie strich über die Tasche ihres Cardigans und spürte den beruhigenden Umriss des kleinen Behälters.

Jawohl, es wäre ihr ein Vergnügen, ihr Leben wieder in die Hand zu nehmen.

Ihre Nachdenklichkeit wurde durch die Ankunft von Geoffrey Crichton und seinem Hund unterbrochen. Crichton wohnte in der modernistischen Monstrosität aus Glas und Stahl nebenan. Mensch und Tier blieben auf der Wiese vor den Häusern stehen. Beide schwitzten und keuchten. Crichton, ein aufstrebender junger Parlamentsabgeordneter, machte unbeholfen Dehnübungen, während Winston in die Hocke ging und einen dampfenden Haufen in das reifüberzogene Gras setzte.

»Aha, der Kretin und sein Höllenhund.« Fletcher, Mays bester Freund und gegenwärtiger Hausgenosse, hatte ihr eine Tasse Tee bereitet. Sie tranken und seufzten unisono, während sie zusahen, wie Crichton sich rasch umsaß und dann über die Straße zu seinem Haus joggte; den Hundehaufen ließ er zurück, damit jemand anderer hineintreten konnte. »Was für ein Schwachkopf. Ich habe gehört, dass er es auf einen Posten im Bildungsministerium abgesehen hat. Gott steh uns bei, sollte dieser Ned irgendwelchen Einfluss auf die Bildungspolitik bekommen.«

»Ned?«

»Eine Person niedrigen Standes oder geringer Bildung. Fast hätte Crichton sich noch für eine dritte Kategorie qualifiziert.« Fletcher nippte an seinem Tee. »Faszinierenderweise ist der Ausdruck ›Ned‹ möglicherweise ein Akronym für ›nicht erzogener Delinquent‹, der allerdings auf das Schottland des frühen neunzehnten Jahrhunderts zurückzugehen scheint ...«

May blendete Fletchers Vortrag aus und sah über die Heide auf die Kirchturmuh. Sie würde dem Kretin zehn Minuten geben.

»... einige meinen jedoch, bei Ned handele sich um eine Kurzform von Tunichtgut, ich für mein Teil halte es hingegen für wahrscheinlicher, dass ...«

»Entschuldige, wenn ich dich unterbreche, Fletcher. Bastian gräbt ein paar Bücher für mich aus. Gehst du heute noch ins Dorf? Meine Hüfte macht mir Kummer. Könntest du sie abholen?«

»Ja, ich wollte wegen des Rindfleischs für heute Abend zum Metzger. Ich schaue gern noch in der Buchhandlung vorbei.«

May verkniff sich sorgsam ein Lächeln. Sie wusste, dass Fletcher ein Auge auf den neuen Metzger geworfen hatte, einen selbstbewussten jungen Mann namens Lee. Fletcher konnte in dieser Hinsicht recht empfindlich sein.

Er räusperte sich und wechselte das Thema. »Zum Mittagessen mache ich Mujaddara mit Reis, Linsen und gerösteten Zwiebeln. Ein Wohlgefühlgericht, ideal für kalte Tage.«

»Das klingt wunderbar.« May war sich nicht sicher, ob ihr Magen der gleichen Ansicht war. Fletcher mochte ein ausgezeichnete und experimentierfreudiger Koch sein, aber manchmal erwies er sich als zu abenteuerlustig für ihre Verdauung. Die Erinnerung an sein Vindaloo plagte sie noch immer. »Ich bin heute Nachmittag bei der Versammlung zur Planung der Epiphaniastage und muss mich darauf vorbereiten, aber wir sehen uns zum Mittagessen.« Sie trug ihren Tee durch die offene

Flügeltür des vorderen Zimmers und die schwarz-weiß geflieste Eingangshalle zu ihrer Bibliothek, während Fletcher in sein Arbeitszimmer ging.

Mays Bibliothek war ihr Herzensort. Vor vielen Jahren hatte sie, als ihre Büchersammlung wuchs und ihre Hoffnung auf eine Familie schwand, die Decke unter dem Zimmer im oberen Stockwerk, in dem sie geboren worden war, herausnehmen und eine schmale, von Büchern gesäumte Galerie schaffen lassen, zu der in einer Ecke eine schmiedeeiserne Wendeltreppe hinaufführte. Durch die oberen Fenster fiel weiches Tageslicht in den Raum. Sie erzeugten den Effekt von Lichtgaden auf einer Kirche, was recht passend erschien, weil die Bibliothek Mays bevorzugte Andachtsstätte war.

So Achtung gebietend die Bibliothek wirken mochte, so gemütlich konnte sie sein, besonders am Abend, wenn ein knisterndes Feuer brannte. Zwei Lehnssessel mit Fußstützen standen vor dem Kamin, und ein großes Hundekissen wechselte zwischen Sonnenparadies und Feuerstelle hin und her. Der Holzfußboden war mit bunten türkischen Teppichen ausgelegt, die von Reisen nach Istanbul stammten, und eine Glasvitrine enthielt Mays Kuriositätensammlung, ungewöhnliche Kleinigkeiten, die ihr im Lauf der Jahre in die Hände gefallen waren. Der riesige Mahagonischreibtisch hatte ihrem Vater gehört und davor ihrem Großvater. Er stand unter dem unteren Eckfenster, damit sie bei der Arbeit auf die Heide blicken konnte.

May setzte sich in einen Sessel, schaltete das Heizkissen ein, trank einen Schluck Lapsang Souchong und sog seinen rauchigen Duft ein. Die beiden Zwergdackel Bess

und George lagen mit dem Bauch nach oben auf ihrem Kissen und rekelten sich im Lichtfleck der seltenen Wintersonne.

Um den Frieden und den Rückzug vor der modernen Welt zu unterstreichen, war die Bibliothek eine technikfreie Zone. Weder Handys noch Computer waren erlaubt.

May sah zur Uhr auf dem Kaminsims. Ja, er sollte mittlerweile unter der Dusche stehen. Sie stand mit einigem Widerstreben von ihrem warmen Platz auf, ging zu dem Alkoven gleich außerhalb der Bibliothek und nahm ihr Handy heraus. Bastian hatte für die Nische eigens ein Schild angefertigt. In kunstvoller Kalligrafie stand darauf: *Hier endet das 21. Jahrhundert.* May verlangte von jedem, der die Bibliothek betrat, alle technischen Geräte auf dem Regalbrett zu lassen.

Obwohl viele moderne Entwicklungen lächerlicher Schnickschnack waren, die die Dinge komplizierter machten statt sie zu vereinfachen, war May keine Technikfeindin und wusste, dass manches Gerät seinen Nutzen hatte.

Sie nahm das Handy aus der Handtasche und öffnete *Abode*. Die App steuerte die Heizung, die Lampen, die Küchengeräte und die Alarmanlage von Geoffrey Crichtons supermodernem Haus. Sein Passwort lautete *YesMinister89*. Er benutzte es für alles.

»Was für ein Ned«, sagte sie und stellte seinen Durchlauferhitzer ab.

Sie steckte das Handy wieder ein und tätschelte liebevoll die Kelly-Tasche von Hermès. Sie bestand aus mitternachtsblauem Krokodilleder und hatte ihrer Mut-

ter gehört. May mochte sie, weil sie elegant, aber strapazierfähig war und genügend Platz für alles bot, was sie vielleicht mitführen musste, darunter bei einer denkwürdigen Gelegenheit einen sorgfältig eingewickelten Menschenkopf ...

KAPITEL 2

Little Red Rooster

Daniel Fox. Daniel Neil Fox. D. N. Fox.
Im vollgestopften Badezimmer der WG putzte sich Danny Fox die Zähne und dachte dabei über seine zukünftige Verfasserzeile nach. Noch war er ein kleiner Reporter beim *Lewisham Mercury*, aber es würde nicht lange dauern, und er würde für die landesweiten Zeitungen schreiben, genau wie sein Vater es getan hatte. So viel stand fest. Dazu brauchte er nur eine große Story. Und die würde er heute bekommen.

Fox war beauftragt worden, Detective Inspector Theo Clegg zu dessen wohltätiger Stiftung zu interviewen, *Off the Streets*, die obdachlose Londoner Jugendliche von der Straße holte. Ein gefühliges Artikel sollte es werden, aber immerhin stellte Clegg eine Abwechslung zu Schulfesten, Ratssitzungen und Buchlesungen dar. Für jemanden, der für seine humanitären Anstrengungen bekannt war, war der alte Knabe ein mürrischer Drecksack und schätzte es offensichtlich in keiner Weise, dass Fox ihm auf Schritt und Tritt folgte und mit Fragen behelligte.

Damit waren sie schon zwei, die keinen Spaß hatten.

Etwas Erbauliches über dieses Arschloch zu schreiben wäre alles andere als leicht, aber Fox war niemand,

der so rasch aufgab. Er hatte mehrere Interviews mit Teenagern geführt, denen von *Off the Street* geholfen worden war. Sie lobten Clegg über den grünen Klee, aber Fox wollte etwas Interessanteres schreiben als nur das nächste Rührstück über einen guten Samariter. Der Auftrag war seine Chance, sich als Journalist zu beweisen.

Bei seinen Recherchen war er auf einige Artikel über Fälle gestoßen, die Clegg bearbeitet hatte, und das übliche Blabla über die Arbeit der Stiftung. Nichts Persönliches. Kein Aufhänger für die Story, die Fox vorschwebte.

Er hatte kurz vor dem Aufgeben gestanden, als er eine alte Geschichte über einen Theodore Clegg entdeckte, den Verwalter einer menschenleeren Gezeiteninsel. Der Artikel enthielt auch ein Foto des Verwalters vor einem von Efeu überwucherten Cottage. Neben ihm stand ein kleiner Junge mit DI Cleggs unverkennbarem Stirnrunzeln. Fox würde eine sentimentale Geschichte schreiben, wie sie das Publikum so liebte: *Vom Einsiedlerkind zum Detective Inspector*.

Fox wusste nicht, weshalb er sich die zusätzliche Arbeit überhaupt machte. Er würde zweitausend brillante, herzerwärmende Wörter einreichen, und sie würden auf einen kurzen Abschnitt aus prägnanten Zitaten zusammengekürzt werden. Sinnlos.

Den Artikel hatte er bereits fertig geschrieben, seinem Redakteur aber gesagt, er müsse noch einmal mit Clegg reden, bevor er dem Ganzen den letzten Schliff verlieh. Fox hatte gehofft, ein Blick hinter die Kulissen von Lewisham Station, dem größten Polizeigebäude Europas, würde ihm einen Haufen saftiger Anekdoten einbringen.

Leider erwies sich diese Annahme schon beim ersten Besuch als falsch. Niemand wollte auf seine Fragen antworten. Er galt als zu neugierig. Man wich ihm aus, und wenn man ihm nicht aus dem Weg gehen konnte, ignorierte man ihn ostentativ.

Heute würde Fox es auf einem anderen Weg probieren. Er wäre *Mister Unsichtbar*, würde in der Ecke sitzen und mit seiner Umgebung verschmelzen. Sie würden nicht einmal ahnen, dass er dabei war. Und dann würde er zuhören. Der Badezimmerspiegel warf sein freches Zahnpastagrinsen zurück.

Als er sich vorbeugte, um auszuspucken, entdeckte er ein kurzes, krauses dunkles Haar am Rand des Waschbeckens. Es stammte eindeutig nicht von ihm, denn jedes einzelne Haar an seinem Körper war von einem leuchtenden Rot. Er verzog das Gesicht, versuchte nicht daran zu denken, von wem oder welchem Körperteil das Haar stammte, spülte es rasch weg und dachte nicht zum ersten Mal, es werde wirklich Zeit, sich eine eigene Wohnung zu besorgen. Er hatte keine Freude mehr daran, mit seinen Kumpels in einer WG zu hausen. Das allabendliche Saufen, der ständige Lärm und der Schmutz waren journalistischer Brillanz kein bisschen zuträglich. Wie aufs Stichwort hämmerte Trots gegen die Badezimmertür.

»Beeil dich mal dadrin, Prinzessin, sonst muss ich in deine Lieblingstasse pissen.«

»Bleib mal locker!«, brüllte Fox zurück und prüfte sein Aussehen in dem wasserbespritzten Spiegel. Er unternahm einen planlosen Versuch, die abstehenden Haare an seinem Hinterkopf mit Haarwachs zu bändi-

gen, obwohl er wusste, dass es ein sinnloses Unterfangen war. »Scheiß drauf, das muss reichen«, murmelte er, öffnete die Tür und blieb kurz stehen, um Trots auf dem Weg nach draußen einen Schlag vor die Eier zu geben.

Die Schlange im Bluebird Café war länger als gewöhnlich, und Fox hatte Zeit, am Zeitungsständer neben der Tür die Schlagzeilen zu überfliegen. Klimakrise, Sparmaßnahmen im Gesundheitswesen, überzogene Staatsausgaben, das Übliche: alles Probleme, die zu groß waren, um sie zu verarbeiten, zu weit entfernt vom Alltag.

»Guten Morgen.« Die junge Frau an der Theke lächelte ihn an. »Tee, weiß, zwei Zucker?« Sie reichte ihm sein Getränk, bevor er überhaupt bestellt hatte.

»Danke«, sagte er, beeindruckt von der Effizienz des Cafés. Er legte das Geld passend hin, nahm seinen Tee und machte sich auf den Weg zum Polizeirevier.

Das gewaltige Gebäude der Lewisham Police Station dominierte ein Ende der High Street und bot Gesetz und Ordnung auf über neuntausend Quadratmetern. Irgendein optimistischer Architekt hatte das Bauwerk aufheitern wollen, indem er die Fensterrahmen in sattem Blau gestaltete. Der arme Hund war katastrophal gescheitert. Die unpassende Farbe bewirkte nur eines: die Hässlichkeit der Behördenarchitektur noch zu betonen.

In dem winzigen Warteraum waren alle Stühle besetzt. Es herrschte eine Stimmung wie in einer Notaufnahme, voller Leute, die ihre Rolle in einem Drama spielten, ob groß oder klein. In einer Ecke stand noch ein verhärtet aussehender künstlicher Christbaum, von dem Lametta bis auf den Boden herunterhing. Fox lehnte sich

an die Wand, nippte an seinem Tee und versuchte sich damit zu unterhalten, dass er riet, wer hier Schurke und wer Unschuldiger war, aber alle sahen gleich aus, gelangweilt und erschöpft.

In dem engen Raum war es warm und stickig. Schweiß lief Fox den Rücken hinunter. Er trank den Tee aus, warf den Becher in einen Mülleimer und kämpfte mit dem Reißverschluss seiner Daunenjacke, als endlich seine uniformierte Eskorte eintraf.

»Daniel Fox? Den Ausweis bitte. Hier entlang.«

Fox folgte der Police Constable durch einen Korridor nach dem anderen und blieb stehen, wenn sie an den diversen Sicherheitstüren ihre Magnetkarte durch das Lesegerät zog. Sie war attraktiv und ungefähr in seinem Alter. Auf ihrem Namensschild stand *R. Patel*. Rachel? Rebecca? Rosie?

»Hatten Sie ein schönes Weihnachtsfest?«, fragte er.

»Ja.«

Offenbar hatte sie kein Interesse am Austausch von Nettigkeiten. Aber das war okay. Er war sowieso Mister Unsichtbar. Fox presste die Lippen zusammen und hörte, wie sein Vater sagte: *Danny, halt den Mund!* Dabei stellte er sich vor, wie ein riesiger Reißverschluss seine Lippen zusammendrückte, damit alle Wörter drinblieben. Als er noch ein Kind war, schienen sie sich anzusammeln und von innen gegen seine Zähne zu werfen, bis er sie irgendwann nicht mehr zurückhalten konnte und sie als langen atemlosen Schwall hervorstieß. Mit dem Älterwerden hatte er entdeckt, dass es auch half, wenn er die Wörter zu Papier brachte. In ihm waren so viele Wörter.

Endlich wurde er in Cleggs Büro geführt. PC Patel wirkte überrascht, es leer vorzufinden, und befahl ihm zu warten. Sie ging hinaus, ließ die Tür aber offen. Fox zog die Winterjacke aus und sah sich in dem faden Raum um. Er wedelte mit dem Rückenteil seines Flanellhemds, damit der Schweiß trocknete, und ging zu dem kleinen Fenster, um zu schauen, welche Aussicht Clegg hatte. Man blickte auf einen Parkplatz hinter dem Gebäude. Nicht sonderlich beeindruckend.

Mitten im Büro stand ein abgenutzter Schreibtisch aus Holz und Metall, davor zwei blaue Polsterstühle für Besucher. Die Stuhlpolster hatten das gleiche grelle Blau wie die Fensterrahmen. In der Ecke neben der Tür war ein Aktenschrank, daneben ein Garderobenständer, in der anderen Ecke ein billiges Bücherregal aus MDF-Platten. Das Beste im ganzen Büro war Cleggs Schreibtischsessel. Er bestand aus echtem Leder und sah teuer aus, völlig fehl in diesem antiseptischen Büro.

Er strich mit der Hand über das butterweiche Leder, während er das Bücherregal musterte. Polizeihandbücher, Plastikordner, ein altes Gruppenfoto mit uniformierten Polizeibeamten. In der hinteren Reihe entdeckte er einen jungen Clegg, der finster in die Kamera starrte. Lächelte der Kerl jemals?

Während Fox die Amtsstube taxierte, öffnete ein Constable an einem Schreibtisch im Großraumbüro gerade den Mund, um in einen Donut zu beißen. Er nahm Blickkontakt zu Fox auf, verharrte mitten im Zubeißen und nickte. Fox erwiderte das Nicken, schlenderte vor den Schreibtisch und bewegte sich rückwärts ans Fenster.

Als er an der Bürotür vorbeikam, fuhr er mit einem Fuß zur Seite und schob sie fast zu. Er lauschte auf Schritte und öffnete die oberste Schreibtischschublade. Kulis, Bleistifte, Büroklammern, Haftnotizen.

Zweite Schublade: Kamm, Deostift, Zahnbürste, Zahncreme, eine schwarze Flasche mit Duschgel, ein Waschlappen. Seltsam.

Dritte Schublade: abgeschlossen.

Der Aktenschrank war ebenfalls abgeschlossen. Fox schnaubte ungeduldig und sah sich um. Sein Blick fiel auf einen dunklen Mantel, der am Garderobenständer hing. Ging er einen Schritt zu weit?

Bevor sein Gewissen antworten konnte, untersuchte er den Mantel, ohne ihn vom Haken zu nehmen. Irgendwie erschien es dadurch akzeptabel. Weniger übergriffig.

Gute Marke. Sehr hübsch. Geschmack hatte der alte Knabe, das musste Fox ihm lassen. Die Außentaschen waren leer. Innen fand er einen Lippenpflegestift, einen Schlüsselbund mit einem St.-Michaels-Anhänger und eine Taschenuhr. Fox sah den Lippenpflegestift fasziniert an. Ernsthaft? Er steckte ihn mit den Schlüsseln wieder in die Tasche und zog die Uhr heraus. Sie lag schwer in seinem Handteller, eine glatte Linse aus angelaufenem Gold. Fox' Großvater hatte eine ähnliche Uhr getragen, sein kostbarster Besitz. Er hatte dem kleinen Danny gezeigt, wie man von diesem in einer digitalen Welt rätselhaften Gebilde die Zeit ablas.

Ein Druck auf die Krone öffnete mit einem Klicken den Deckel. Innen war ein ausgebleichtes Foto eingehakt. Fox sah in das lächelnde Gesicht einer schönen Frau mit langen dunklen Haaren. Ihre Augenwinkel

krausten sich, und er merkte, dass er das Lächeln erwiderte. Das Foto war zu warmen Pastelltönen verblasst, ein alter Schnappschuss aus den Siebzigerjahren. Zu alt, um eine Freundin zu sein; es musste sich um seine Mutter handeln. Vielleicht hatte der miesepetrige alte Mistkerl doch irgendwo ein Herz.

Orchestermusik klang im Zimmer auf. Fox erkannte den Klingelton der Wallace Corporation aus *Blade Runner 2049*. Er benutzte ihn als Signal für Eilmeldungen. Er wühlte in seiner Jacke auf dem Stuhl und förderte sein Handy zutage.

VERMISST: Jessica Sabine (16), Ortszentrum Lewis-
ham, Samstag, 1. Januar

Das Foto eines jungen Mädchens mit freundlichem Gesicht begleitete die Meldung. Fox traf das Bild wie ein Tritt in den Magen. Er schluckte schwer.

Es ging wieder los.

Wie angewurzelt stand er da, während sich ihm der Magen umdrehte, das Handy in der einen zitternden Hand, die Taschenuhr des DI in der anderen.

In diesem Moment öffnete sich die Bürotür.

KAPITEL 3

This Magic Moment

Fletcher stürmte zur Haustür hinein, ließ die Einkäufe fallen, warf Mantel, Trilby, Handschuhe und nasse Schuhe ab, bevor er nur in Socken die Treppe hinaufpolterte. Er betrat sein Zimmer, schloss die Tür ab, griff sich eine Schachtel Papiertücher vom Nachttisch und ließ die Hose herunter. Solche Chancen ergaben sich viel seltener als früher, daher musste man die Gelegenheit beim Schopf packen, sozusagen.

Es dauerte länger, bis er fertig war, aber als es passierte, war es genauso befriedigend wie immer. Danach legte er sich verschwitzt und schwer atmend aufs Bett. Das Herz hämmerte ihm in der Brust.

»Himmel, Mann, bloß keinen Herzanfall«, murmelte er. Langsam und tief atmete er durch und stellte sich vor, wie es wäre, tot umzufallen, während er sich einen runterholte, und in *flagrante delicto* aufgefunden zu werden: Schwanz in der Hand, Hose um die Fußgelenke, klebriges Papiertaschentuch neben ihm. Nicht gerade ein würdevoller Abgang für einen Cambridge-Professor. *Im Ruhestand*, erinnerte er sich.

May wäre es, die ihn finden würde, und sie hätte Verständnis. Sie würde ihn säubern und zudecken, bevor

sonst jemand die Erniedrigung seines Todes durch Wichsen mitbekam.

Einmal, ein einziges Mal hatten May und er es miteinander probiert. Kennengelernt hatten sie sich beim Vorsprechen für die Cambridge Footlights. May schwebte damals ins Theater, ließ den Bubikopf und den Minirock von Mary Quant schwingen, musterte den Raum, während alle Blicke auf ihr hafteten, und setzte sich neben Fletcher. Eine klassische Schönheit war sie nie gewesen, aber sie strahlte etwas aus, das sie weit spannender machte, als wenn sie lediglich schön gewesen wäre. Sie verstanden einander sofort. Viel später fragte er sie, weshalb sie sich ausgerechnet neben ihn gesetzt habe. Sie antwortete, dass er von allen Anwesenden am interessantesten gewirkt habe. Fünfzig Jahre später waren ihm diese Worte noch immer wichtig.

Ein paar Wochen nach diesem ersten Treffen landeten sie, ein leeres Viererpack Cherrywein auf dem Tisch, nackt in seinem schmalen Studentenbett. Ihre jungen Köpfe hatten angenommen, die sofortige Verbundenheit wäre etwas Sexuelles, aber nach viel Fummelei rollte sich May verzweifelt von ihm herunter. »Es tut mir leid, Fletcher. Ich bin verrückt nach dir, aber ... nicht so.«

»Gott sei Dank«, antwortete er. »Ich wollte so tun, als wärest du Davy Jones, aber diese albernem Dinger stören dabei doch zu sehr.« Er drückte auf eine ihrer Brustwarzen, als klingelte er an der Tür.

May schlug seine Hand weg. »Warum hast du nichts gesagt, du Spinner!«

»Zuallererst bin ich ein Gentleman«, gab er würdevoll zurück. »Nichts liegt mir ferner, als das Begehren

einer jungen Frau zurückzuweisen. Und zweitens hatte ich Angst, es würde peinlich sein.« Er drückte auf die andere Brustwarze.

May schlug erneut zu. »Was könnte peinlich sein?«

»Wenn ich dich bitte, ein paar Zeilen von *Daydream Believer* zu singen.«

May hatte mit dem Kissen nach ihm geschlagen.

Fletcher lachte leise über die Erinnerung. Im Lauf der Jahre waren sie eng befreundet geblieben, auch wenn sie einander über lange Zeiträume nicht sahen. Als May ihn angerufen hatte, am Boden zerstört wegen James, hatte er alles stehen und liegen lassen, um ihr beizustehen.

Wenn er ehrlich zu sich war, war der Ruhestand für Fletcher weniger *carpe diem* gewesen und mehr *carpe tedium*. Zwar war er bereit gewesen, seinen Lehrstuhl für Kunstgeschichte zu räumen, nicht aber, in die Vergessenheit zu entschwinden. Wissenschaftliche Artikel zu schreiben und an bombastischen Collegediners teilzunehmen hatte schon vor langer Zeit den Reiz eingebüßt.

May hatte ihm einen neuen Lebenssinn verliehen, und nach der Sache mit James war es nur richtig erschienen, dass May und er wieder Hausgenossen wurden. Beinahe war es, als führten sie ihr Studentenleben fort, nur mit größerem Budget und weniger Übernachtungsgästen.

Sein Herzschlag war beinahe wieder normal, sein Atem hatte sich beruhigt. Jetzt konnte er unbesorgt über das Objekt seiner Leidenschaft nachsinnen, Lee den Knackigen, den neuen Dorfmetzger.

Fletcher war in den Laden gegangen, um Rindfleisch fürs Abendessen zu kaufen, und wie erhofft hatte Lee hinter der Theke gestanden. Er war ein charmanter junger Mann in den Dreißigern mit höchst anziehenden, von primitiven Tattoos geschmückten Unterarmen. Hübsch wie ein Anthony Perkins mit rauen Kanten, und sehr hilfsbereit bei der Fleischauswahl. Er hatte sogar ein paar neue Wurstsorten empfohlen.

Himmel, waren die Würste ein subtiler Hinweis?

Fletcher hatte deutlich mehr Zeit als nötig mit einem Gespräch über Fleisch verbracht und war sich sicher, dass Lee ihm bei der Übergabe des Wechselgelds absichtlich über die Handfläche gestreichelt hatte. Mit rosigen Wangen und erhitzt hatte Fletcher den Laden verlassen, die Arme beladen mit Biofleisch vom Weideochsen, war im Sturmschritt durchs Dorf und über die Heide nach Hause gestapft.

Während er die Einzelheiten ihres fleischigen Gesprächs durchging und über die Bedeutung der Würste nachsann, bemerkte Fletcher ein leichtes Zucken in den unteren Regionen.

»Oh nein, auf keinen Fall! Einen zweiten Durchlauf überlebe ich nicht.«

Er sammelte seine Hose auf und ging fröhlich summend in das Bad neben seinem Schlafzimmer.

Im Radio sangen leise *The Drifters*, während Fletcher auf dem Herd Zwiebeln briet. Er hörte, wie die Tür der Bibliothek geöffnet und geschlossen wurde. Die Hunde wuselten in die Küche, wenige Sekunden später folgte May.

»Das riecht köstlich«, sagte sie.

»Ich habe deine Bücher abgeholt, und das Gemüse muss geputzt werden.« Mit einer Kopfbewegung wies Fletcher auf einen Bund Spinat in der tiefen Belfast-Spüle unter dem Fenster.

Er liebte Mays Küche. Er konnte das Leben des Hauses am georgianischen Steinfußboden nachzeichnen, am cremeweißen AGA-Herd, an den zitronengelben Schränken und den Terrazzo-Arbeitsflächen aus den Vierzigerjahren, die Mays Mutter hatte einbauen lassen. May hatte oft überlegt, die Küche zu modernisieren, aber sie hatte sich nie mit James auf ein Design einigen können. Am Ende war der große sonnige Raum unverändert geblieben, und so war es auch am besten.

»Danke, dass du die Bücher abgeholt hast«, sagte sie, während sie den Spinat abspülte.

Fletcher hob den Deckel vom Mujaddara und entließ eine Dampfwolke, die die ganze Küche mit dem Duft nach Kurkuma und Piment erfüllte. Er wischte sich die Hände an einem Geschirrtuch ab und neigte den Kopf, um die Titel zu lesen. »Die *Kommentierten Apokryphen* und *Die Märtyrer von Palästina*? Die *Homerischen Hymnen* sind passé?«

May trennte die Spinatblätter voneinander und legte sie in flache Schalen. »Im Moment ist mir nach Bibel zumute. Die *Hymnen* waren aber wunderbar.«

Fletcher zitierte mit tiefer Stimme und rollendem R. »»Nichts ist scheußlicher doch, nichts unverschämter auf Erden, als ein Weib, entschlossen zu solcher entsetzlichen Schandtät, wie sie jene verübt, die Grausame!««

May bespritzte ihn mit Wasser vom Gemüse. »Sehr

gut, aber das ist aus der *Odyssee*, nicht den *Hymnen*, du Philister.« Sie rollte in gespielter Abscheu mit den Augen. »Ich fand den Hymnos, in dem Apoll den weiblichen Drachen erschlägt, besonders kathartisch. Ich musste dabei an Harriet Nibley denken.«

»Ja, ich entdecke eine gewisse physische Ähnlichkeit, vorausgesetzt, du meinstest den Drachen und nicht Apoll.« Fletcher zog eine Braue hoch.

»Du bist gut in Form. Hattest du einen schönen Vormittag?«, fragte May.

»Sehr angenehm, danke.« Er summtete, während er Reis und Linsen auf die Spinatblätter löffelte und mit den gerösteten Zwiebeln bestreute.

May stellte den Salat auf den Küchentisch. »Ich wappne mich schon für ein Drama bei der heutigen Versammlung«, sagte sie. »Harriet brütet Pläne aus, eine Plakette in der Marienkapelle anbringen zu lassen, auf der ihr und ihr allein dafür gedankt wird, die Mittel zur Reinigung der Buntglasscheiben beschafft zu haben. Was absurd ist. Sie hat nichts geleistet, sondern die freiwilligen Helferinnen schikaniert und beim Kuchenverkauf viel zu viel selbst gegessen – ohne dafür zu bezahlen, wenn ich das anmerken darf. Unsere Kopfstärke ist zusammengeschrumpft, seitdem sie sich zur Königin des Ehrenamts gekrönt hat. Sie ist so unangenehm. Niemand möchte sich mehr engagieren.«

»David hat von dem Tee-Zwischenfall erzählt«, sagte Fletcher zwischen zwei Bissen.

Obwohl er die Kirche nur unregelmäßig besuchte, hatte er sich mit Father David angefreundet, der mit seinem Partner Juan im neuen Pfarrhaus wohnte. Das Paar

war seit über zwanzig Jahren zusammen, doch offiziell fungierte Juan als eine Art Hausknecht des Pfarrers (was unter den Gemeindemitgliedern für mehr als nur ein wenig Gekicher sorgte). Father David war hochkirchlich eingestellt und wäre ohne den lästigen Zölibat vermutlich katholischer Priester geworden. Daher hielt das Paar den Anschein einer beruflichen Verbindung aufrecht, wenn auch nur symbolisch. Ihnen schien die Farce zu gefallen, und vermutlich brachte sie ein wenig Würze in ihre Beziehung. Weniges war verführerischer, als ein Tabu zu brechen.

Zum Tee-Zwischenfall war es gekommen, als Father David gegen Harriets Wunsch entschieden hatte, zur Modernisierung des Gottesdienstes neben dem üblichen frischen Brot, Obst und Gemüse auch Konserven Dosen und andere verpackte Lebensmittel auf den Erntedanktischen zu erlauben.

Am Tag vor der Erntedankmesse fand David sein neues Messgewand aus apricotfarbener Seide, für diesen Anlass von Hand mit Füllhörnern bestickt, mit einem großen Teefleck auf der Vorderseite vor. Wie er da hinkam, wusste niemand mit Gewissheit, aber Harriet war beobachtet worden, wie sie am Morgen mit einer Tasse Tee in die Sakristei ging. Father David hatte sich gezwungen gesehen, die Messe in seinem alten Wollgewand abzuhalten, das furchtbar juckte.

»Wir wussten alle, dass Harriet es getan hat«, brummte May, »aber sie hat es eisern bestritten. David ist ein lieber Mensch, aber nicht geschaffen für Konfrontationen. Zu viel von >die andere Wange hinhalten<. Ich glaube, er fürchtet sich vor Harriet.«

»Verdenken kann ich es ihm nicht«, entgegnete Fletcher. »Weißt du noch, wie sie mir nachgestellt hat, nachdem ich zu dir gezogen war? Sexuelle Belästigung, anders kann man es nicht nennen. Sie hat mich verfolgt, bis sie mich allein in der Krypta stellte. Zwei Minuten mehr, und sie hätte mir die Hose runtergezogen. Ich dachte, David fallen die Augen aus dem Kopf, als er hereinkam. So viel sexuelle Aggressivität habe ich noch nie erlebt, und ich hatte mal was mit einem Hell's Angel. Die Frau ist furchterregend.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ein Quickie hinter einem Dairy Queen in Tulsa schon als Was-Haben zählt.« May lachte. »Du hast deine Chancen bei Harriet verspielt. Sie hat sich auf Ronald Thompson verlegt.«

»Ist das der Mann, der weint, wenn er von seinen Enkeln spricht?«

»Nein, das ist Ronald McWorter. Ronald Thompson ist der mit den Hämorrhoiden.«

»Gott, ja, Ronrrhoiden. Ich habe nur ein paarmal mit ihm gesprochen, und trotzdem weiß ich definitiv zu viel über den Schließmuskel dieses Mannes. Ist der geplagte Ron denn für Harriets kampfeslustige Reize empfänglich?«

»Nicht im Geringsten. Genau genommen ist er zu den letzten beiden Versammlungen nicht erschienen. Wieder einer, der's drangegeben hat.«

Mays Engagement für die Kirche hatte Fletcher immer irritiert. Soweit er wusste, war sie nicht fromm. War die räumliche Nähe des Gotteshauses der Grund? Von Greenway blickte man auf St. Julian's; die Kirche ließ sich nicht übersehen.

Oder war es das Element des menschlichen Kontakts? Andererseits war die Buchhandlung eine der wichtigsten Begegnungsstätten des Dorfes. May konnte ihren Kalender leicht mit Kaffeerunden und Veranstaltungen im Laden füllen. Eher lag es an James' Einfluss. Seiner Ansicht nach hatten respektable Angehörige der Mittelschicht in die Kirche zu gehen.

Im Laufe der Jahre hatte Fletcher mitangesehen, wie seine furchtlose Freundin in der Ehe zu einer stillen, fügsamen Kreatur verblasst war, die er kaum noch wiedererkannt hatte. Zunächst war Fletcher davon ausgegangen, es sei Zufriedenheit, die May weicher gemacht hatte. Im zurückliegenden Jahr mit ihr unter einem Dach hatte er jedoch erkannt, dass es in Wirklichkeit Melancholie war, von der sie gedämpft wurde. Auf leisen Sohlen hatte sie sich eingeschlichen, ganz unauffällig und undramatisch, bis May vollständig von ihr verschluckt worden war. Fletcher freute sich zu sehen, dass nun ein Funke ihres alten Feuers wieder aufblitzte.

»Ganz bestimmt bist du mehr als fähig, mit Harriet Nibley fertigzuwerden«, sagte er.

Auf der anderen Seite des Tisches rückte May diskret die schmale Klinge zurecht, die sie in einer Geheimtasche ihres Cardigan-Ärmels mit sich führte.

»Ja«, sagte sie, hob das Glas und lächelte Fletcher zu.
»Das bin ich gewiss.«

KAPITEL 4

A Hard Day's Night

Scheiße. Scheiße. So eine verdammte Scheiße. Fox starrte in sein Bier. Noch ein Mädchen verschwunden. Sollte es wirklich wieder losgehen? Wie würde es diesmal enden? Was konnte er unternehmen?

Detective Inspector Cleggs Taschenuhr lag neben dem Bierglas auf dem Tisch. Auch deswegen musste er etwas unternehmen.

Er konnte die Uhr am Empfang des Polizeireviers abgeben und behaupten, sie draußen gefunden zu haben. Dann fielen ihm die dusseligen Gesichter der Beamten ein, die dort saßen. Sie würden die Uhr vermutlich in eine Fundkiste legen, aus der sie nie wieder zum Vorschein käme.

Er konnte sie auch mit der Post an Clegg ins Revier schicken. Ohne Begleitschreiben, ohne Erklärung. Das konnte funktionieren.

Aber was, wenn er DNA auf dem Umschlag zurückließ? Einen Fingerabdruck. Ein Haar. Ein *feuerrotes* Haar. Selbst wenn er Handschuhe trug, wie konnte er absolut sicher sein, dass er sich nicht durch irgendetwas verriet?

All das war sinnlos. Sicherlich ahnte Clegg, wer die Uhr gestohlen hatte. Wer sollte es sonst getan haben? PC

Patel? Fox malte sich aus, wie sich Clegg die hübsche junge Streifenpolizistin vorknöpfte und ihr Diebstahl vorwarf. Würde man sie feuern?

Himmel.

Er stützte den Kopf in die Hände. Was war er bloß für ein Idiot.

Als die Bürotür sich öffnete, hatte Fox so getan, als reckte er sich, und gegähnt wie in einem Zeichentrickfilm, während er die Uhr hinter seinem Rücken versteckte. PC Patel war es, die ihm mitteilte, dass Clegg keine Zeit für ihn habe und er am nächsten Tag wiederkommen solle. Sie wartete in der Tür, um ihn aus dem Gebäude zu führen.

»Kein Problem. Ich bin gleich hinter Ihnen.«

Sie blieb in der Tür stehen.

Fox sah sich im Büro um und entdeckte seine Jacke auf einem der Besucherstühle. Er würde sie zurücklassen. Wenn er dann ohne Bewachung zurückkehrte, könnte er die Uhr dahin stecken, wohin sie gehörte, die Uhr, die ihm nun ein Loch in die hintere Tasche seiner Jeans zu brennen schien.

»Gut.« Er klatschte in die Hände. »Ich bin so weit«, sagte er und ging zur Tür.

»Vergessen Sie Ihre Jacke nicht.«

»Ach ja. Richtig.«

Mist.

Cleggs Büro zu verlassen und den Korridor entlangzugehen fühlte sich an, als schritte Fox gegen einen Sturm an. Sein Instinkt flehte ihn an, die verdammte Uhr wieder in die verdammte Manteltasche zu stecken. Fox

erinnerte sich lebhaft an die Demütigung, als Elfjähriger beim Klauen von Süßigkeiten erwischt zu werden. Eine Taschenuhr wog schwerer als ein Schokoriegel.

Clegg war die Uhr wichtig.

Eine goldene Uhr.

Eine geliebte Mutter.

Hölle und Verdammnis.

Nachdem er das Polizeirevier verlassen hatte, war Fox weitergegangen; die Uhr war ein totes Gewicht in seiner Gesäßtasche. Als er an einen Pub kam, blieb er stehen, dann setzte er sich mit einem Pint an einen Tisch und versuchte, nicht nur die Nachricht vom verschwundenen Mädchen zu verarbeiten, sondern auch seine Dämlichkeit, ausgerechnet die Uhr eines Detective Inspectors zu stehlen. Zum hundertsten Mal, wie es schien, ließ er sie aufschnappen, um der Frau ins lächelnde Gesicht zu sehen. Sie kam ihm wie ein netter Mensch vor. Was hätte sie von jemandem gehalten, der ihren Sohn bestahl?

»Hübsche Taschenuhr. Wer ist die Dame?«

Fox fuhr zusammen, ließ den Deckel einschnappen und schob sich die Uhr wieder in die Tasche. Seine verschwitzten Handflächen wischte er an seiner Jeans ab. Am Nebentisch saß der kleine Kerl aus dem Buchladen im Dorf und aß ein Sandwich. Es war bereits Mittag.

»Ist nicht meine. Gehört einem Freund.« Fox sah den Buchhändler an. Er war ihm schon begegnet, als er über eine Veranstaltung berichtet hatte. Wie hieß er gleich? Ein Name wie für einen Kater bei reichen Leuten. Sebastian, genau. Netter Kerl, ein bisschen seltsam, aber wer könnte es ihm verdenken? Konnte nicht leicht

sein, durchs Leben zu gehen, wenn man so aussieht. Wie lautet der aktuelle politisch korrekte Begriff? Liliputaner? Nein, eher nicht. Kleinwüchsig klang auch irgendwie herablassend.

»Sie arbeiten für den *Lewisham Mercury*. Danny, richtig?« Sebastian stopfte sich den Rest seines Sandwichs in den Mund.

Fox nickte.

»Sebastian. Die meisten nennen mich Bastian.« Er reichte Fox die Hand. Sie fühlte sich klein an, aber stark und fest. »Ist übrigens Achondroplasie.«

»Wie bitte?« Fox begriff, dass er ihn angestarrt hatte.

»Mein Kleinwuchs ist von Achondroplasie verursacht.«

»Tut mir leid, ich wollte nicht ...«

»Nein, ist schon gut.« Bastian grinste. »Man geht nicht mit meiner Größe durchs Leben, ohne hier und da Blicke zu ernten. Außerdem sind Sie Journalist, da ist es Ihr Job, neugierig zu sein. Wollen Sie mich etwas fragen?« Er wischte sich den Mund mit einer Serviette ab und wandte sich Fox zu.

»Äh ...« Fox war rosa angelaufen vor Verlegenheit, aber er konnte nicht widerstehen. »Waren Sie denn, äh, ein *winziges* Baby?«

»Von wegen, zehn Pfund Geburtsgewicht. Ich war ein Monster von einem Baby, meine arme Mutter.«

»Aber dann ...«

»Meine Proportionen stimmen nicht. Mein Torso ist tatsächlich durchschnittlich groß, aber meine Arme und Beine sind unverhältnismäßig kurz. Ich bin eher ein Dackel als ein Chihuahua.« Er lachte und faltete die

Zeitung zusammen, in der er gelesen hatte. »Andere Körperteile sind vergrößert.«

»Wirklich?« Fox klang skeptisch.

»Ja, mein Kopf ist mit seiner vorspringenden Stirn überdurchschnittlich groß. Hüte zu kaufen ist saunervig.« Bastian stand auf, um zu gehen, und schlang sich einen Schal um den Hals. »Handschuhe sind auch schwierig. Meine Handflächen sind breit, aber meine Finger sind kurz.« Er hob eine Hand, um es zu zeigen.

Fox blickte auf eine Hand hinunter, die kindlich wirkte, aber definitiv keine Kinderhand war. Kurze Finger saßen an einem breiten, dunkel behaarten und von Adern überzogenen Handrücken.

»Ich versuche, mich auf das Positive zu konzentrieren. Ich bin außerdem sehr gelenkig und habe einen riesigen Schwanz.« Bastian zuckte mit den Achseln. »Es ist nicht alles schlecht.« Er wandte sich zum Gehen, hauchte der Kellnerin einen Kuss zu und richtete augenzwinkernd eine Fingerpistole auf Fox, bevor er zur Tür hinausstolzerte.

Netter Kerl, aber ganz schön seltsam.

Nachdem Bastian mitsamt seiner Leutseligkeit gegangen war, senkten sich Fox die Sorgen wie mit einem wuchtigen Rumms erneut auf die Schultern. Unter ihrem Gewicht sackte er auf seinem Stuhl zusammen.

Konnte Jessica Sabine ein weiteres Glied in der Kette sein?

Er zückte sein Handy und suchte rasch im Internet. Er fand nur sehr wenig. Jessica war mit Freunden auf eine Silvesterparty gegangen. Ihre Eltern hatten geglaubt, sie übernachtete bei einer Freundin. Als sie an

Neujahr nicht nach Hause kam, riefen sie die Freundin an und erfuhren, dass Jessica gar nicht mit zu ihr gegangen war. Irgendwann hatte sie die Party verlassen und war einfach verschwunden.

Er betrachtete ihr Foto. Sie sah Lucy so ähnlich. Und Charlotte. Fox musste diese Story an Land ziehen, bevor dieser Idiot Duffy sie sich griff. Duffy mochte der leitende Reporter des *Mercury* sein, aber er besaß keinerlei Taktgefühl. Er würde das Ganze in eine Sensationshascherei ohne Ende verwandeln, mit der sich zwar Zeitungen verkaufen ließen, die aber Leben ruinierte. Fox schickte eine Nachricht mit seiner Bitte an den Redakteur und entschied, zur Zeitung zu gehen, um seinen Fall persönlich vorzutragen.

Die Uhr müsste warten. Morgen würde er zum Polizeirevier zurückkehren und das Zeiteisen einfach irgendwo in Cleggs Büro deponieren. Fox nahm das Problem, legte es in einen Kasten in seinem Gehirn und klappte den Deckel zu. Endlich fühlte er sich ein bisschen besser, stürzte den Rest des lauwarm gewordenen Biers herunter, rülpste herzhaft und stand auf, um sich dem Rest des Tages zu stellen.